

NIETZSCHE UND ADY

VON ELŐD HALÁSZ

Gestalt und Werk Andreas Adys waren stets eines der umstrittensten Probleme der ungarischen Literaturwissenschaft. Seitdem der heftige und oft äusserst erbitterte Kampf zwischen seinen Anhängern und Gegnern zur Ruhe gekommen ist, bemüht man sich zunächst um eine, wenn auch nur einigermaßen zufriedenstellende, so doch wissenschaftliche Deutung seiner Gedichte. Angeregt von Gyula *Földessy*, wird immer mehr eine methodische Textinterpretation angestrebt, um nach der Klärung der rein verständnismässigen Schwierigkeiten an die weit schwierigere Frage der Wertung herangehen zu können. Ob diese analytische Behandlungsweise jemals zu dem erwünschten Ziel führen kann, möge dahingestellt bleiben. Die entgegengesetzte Richtung, die sich dem Kernpunkt des Phänomens Ady von der anderen Seite nähern will und dabei versucht, vom Milieu her in das Innere der Persönlichkeit einzudringen, kann bisher auch kein entscheidendes Ergebnis aufweisen. Denken wir uns jedoch folgende Möglichkeit: man nehme die Persönlichkeit aus ihrer scheinbar isolierten Stellung heraus, und versuche sie mit ihrer Umwelt in Verbindung zu setzen. (Wir wenden dabei nicht die Milieutheorie *Taines* an, es handelt sich hier nicht um das Individuum als Ergebnis der Umwelt, ganz im Gegenteil: uns kommt es auf jene, oft kaum erfassbare Wechselwirkung an, durch die das bewusste, menschliche Leben bestimmt wird.) Auf diese Weise stellt sich uns eine organische Einheit dar, und nicht mehr ein abgezirkeltes, gleichsam schematisiertes, künstliches Individuum, doch auch kein verschwommenes, unüberblickbares Gewirr von geistigen Strömungen, oder historisierten Tatsachen. Um in dem dadurch sich ergebenden, schier unübersichtlichen Wust der Beziehungen, oder Bezugsmöglichkeiten einen festen Ausgangspunkt finden zu können, bedienen wir uns einer literarwissenschaftlichen Elementarfunktion: wir versuchen das Verhältnis zwischen dem zu untersuchenden Dichter — in unserem Falle Ady — und einer anderen (nicht notgedrungen verwandten) Persönlichkeit festzustellen. Eine, wenn auch nicht unumgängliche Voraussetzung dieser Methode ist, dass der Einfluss des einen auf den anderen historisch und konkret belegt sei. Im Falle des

Verhältnisses von Ady zu Nietzsche ist diese Voraussetzung tatsächlich gegeben.

Man weiss, dass Nietzsches Philosophie um die Jahrhundertwende auch in Ungarn gewissermassen „Mode“ war. Begriffe, wie „Übermensch“, „Ewige Wiederkunft“ und „Umwertung aller Werte“ hingen in der Luft. Somit ist es nahezu folgerichtig, dass auch der junge Journalist Ady — für den es doch in erster Linie auf die zeitgemässe Einstellung ankam — recht bald mit Nietzsche bekannt werden musste. Er konnte aber nicht deutsch, und die *Fröhliche Wissenschaft*, das erste ins Ungarische übersetzte Werk Nietzsches, erschien erst 1908. Was blieb ihm also übrig? Wie es den Intellektuellen, und (es klingt paradox) zugleich schöngeistigen Kreisen, in denen er damals, und auch Zeit seines Lebens verkehrte, entsprach, eignete er sich sein Wissen um Nietzsche aus Gesprächen und ungarischen Auszügen von den Werken des „Umwerters“ an. Bezeichnend äussert sich diese Geisteshaltung in seinem *Pariser Notizbuch*; Sätze, wie „Kierkegaard, der dänische Nietzsche“ bezeugen das Bestreben, nach dem Hörensagen feste Begriffe zu prägen und dabei original, psychologisch tief und möglichst geistreich zu sein. Bemerkenswerter ist das Geleitwort, das er 1909 zu einer Zarathustra-Übersetzung schrieb, voll von Intellektualismus und geistreich wirkenden Phrasen. Wenn wir nicht erwähnen, dass in einigen seiner frühen Gedichte und Prosastücke Nietzsche-Anklänge anzutreffen sind, so sehen wir, dass unsere Methode nicht mehr weiterführt. Jedenfalls können wir auf diesem Wege nicht weiterkommen. Es scheint, als ob sich das von uns gesteckte Ziel — die Ergründung des Adyschen Individuum ineffabile — wenigstens durch die literarwissenschaftliche Methode als unerreichbar erwiese. In den bisherigen, scheinbar allzunüchternen Feststellungen liegt jedoch eine, auf den ersten Blick nahezu bedeutungslose Tatsache verborgen, die — auf das Metaphysische bezogen und so ausgewertet — zum Keim fruchtbarer Erkenntnisse werden kann. Die schlichte Feststellung, dass in Adys Gedichten manchmal ein echt Nietzschescher Ton erklingt, enthält über ihren positivistischen Wert hinaus eine weitaus entscheidendere Bedeutung: sie führt uns auf das Problem der Dichterseele, u. zw. auf eine sehr einfache Weise. Wir denken dabei an Nietzsches *Nach neuen Meeren* und an das bekannte Gedicht von Ady: *Új vízeket járok* („Ich schreite auf neuen Gewässern“). Die seelische Grundlage beider Gedichte ist die Sehnsucht nach dem Unbekannten, Neuen und Unerforschten. Dies ist ein allgemein-menschliches Gefühl, es hat mit der Vernunft nichts zu tun, sondern entspringt den unergründbaren Tiefen des Ichs. Nicht jedem Menschen ist es

jedoch gegeben, diesem unfassbaren Teil seiner Seele Ausdruck zu verleihen: das Ausdrucksvermögen ist eine eminent dichterische Veranlagung. Doch ist dies nicht ein blosses Können, sondern im Gegenteil: ein zwingendes Müssen, eines der stärksten Antriebe der Dichterseele. Ady drückt es einmal so aus:

Doch ach, mir ward ein bekenndendes Schicksal zuteil.

Durch die Erkenntnis, dass dieses Sich-Aussprechen-Müssen Nietzsche und Ady gemein ist, erhalten wir jenen festen Ausgangspunkt, von dem aus das tiefere Eindringen in das Problem erst möglich wird. Logischerweise ergeben sich nämlich daraus zwei Folgerungen: die Feststellung des Ausdrucksvermögens setzt ja die Frage, nach dem Was? voraus und bietet zugleich eine interessante Vergleichsmöglichkeit, wenn man, um das Wie? beantworten zu können, untersucht, auf welche Weise der auszusprechende Seeleninhalt geformt wird. Um uns dem Kernpunkt der Frage von aussen zu nähern, gehen wir zunächst an die Erforschung der Art und Weise des Ausdrucks heran.

Nietzsche ist als musikalischer, d. h. als akustischer Typ allgemein bekannt. Sein musikalisches Ausdrucksvermögen bezeugen nicht nur seine zahlreichen Kompositionen, auch seine schönsten Gedichte werden von einem wahrhaft musikalischen Rhythmus getragen. Man denke nur an das berühmte *Venedig*, das in dem Leser, oder vielmehr Hörer, die Erinnerung an die sehnsuchterfülltesten Tristanstellen wachruft. Während aber Nietzsche in der musikalischen Formung seiner Empfindungen den unmittelbaren Ausdruck seines Seelenlebens anstrebt, und nur zur Verdeutlichung seiner inneren Stimme, der „unendlichen Melodie“ seines Ichs, wirklich nur symbolische Bilder gewissermassen als Vermittler heranzieht, bleibt für Ady diese Möglichkeit ewig fremd. Der Unterschied liegt jedoch nicht nur in der Amusikalität, der Gegensatz zwischen den beiden ist noch schärfer: Nietzsche gelingt es selten, das Denkerische, Verstandesmässige selbst aus seinen am reinsten lyrischen Gedichten auszuschalten, und — was vielleicht noch interessanter ist: seine in erster Linie durch das Ohr bestimmte Kunst kann der feinempfundenen Aussenwelt als malerische Grundlage nicht entraten. Daher könnte seine Dichtung und Ausdrucksweise als musikalischer Impressionismus definiert werden (das Wort *nicht* in der Bedeutung von Stilrichtung gebraucht). Im Gegensatz dazu hat die Aussenwelt für Ady höchstens als Auslöser der Farbenpracht seiner eigenen Seelenwelt Bedeutung, im Gedicht selbst spielt sie jedoch niemals eine Rolle. (Seine politische und Liebesdich-

tung bilden eine selbstverständliche Ausnahme, da diese Gelegenheitsdichtung im Goetheschen Sinne des Wortes sind.) Aber auch der nackte Gedanke kommt bloss als Negativum für ihn in Frage, er ist in seiner Symbolik das Unfruchtbare schlechthin. Seine Welt ist absolut sinnlich, sichtbar, von Farben strotzend, nach seinem eigenen Ausdruck ist sein Dichten nichts anderes, als das Hinausprojizieren seiner Visionen, damit sie wirkliche Form und dadurch eigenes Leben erhalten, ein Leben, herausgerissen aus dem fruchtbaren Urgrund des Ichs. Dichtung ist daher Tod, genau so, wie für Nietzsche die Musik, das Komponieren das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, das Aufgehen in das unendliche Weltall bedeutet. Gebrauchten wir bei Nietzsche den Ausdruck „musikalischer Impressionismus“, so können wir Adys Dichtung als malerischen, d. h. visuellen Expressionismus bezeichnen. Bei ihm ist das Bild, oder vielmehr die Farbe das Ursprüngliche, Primäre, das ohne jede Zutat von aussen, eben *nach* aussen, nach Wirklichkeit und Verwirklichung strebt. Voraus besteht aber diese innere Welt; was ist sie, welche Quellen sind es, aus denen das metaphysische Leben der Seele genährt wird? Nietzsche gibt uns dazu den besten Fingerzeig, usw. durch die für ihn symbolhafte Wirklichkeit seiner Ewigen-Wiederkunfts-Konzeption. In der *Götzendämmerung* schreibt er: „Der Mensch ist nichts für sich, kein Atom, kein ‚Ring der Kette‘, nichts bloss Vererbtes von ehemals, er ist die ganze Eine Linie Mensch bis zu ihm hin selber noch.“ Mit anderen Worten: der Mensch darf die metaphysisch-biologische Einheit, die er mit seinem Volke bildet, nicht zerstören. (Die Zeit als entscheidenden Faktor vernachlässigen wir vorläufig.) Diese Einheit ist die tiefe, seelische Quelle jenes Gefühls, das sich in Wirklichkeit als der berühmte Ahnenkult Nietzsches darstellt. „Alles Gute ist Erbschaft“, sagt er einmal und deutet durch diese einfachen Worte seinen mystischen Glauben an das Blut an. Bei Ady begegnen wir demselben ahnungsvollen Wissen um die Macht der Vererbung und um die Geheimnisse des Blutes. Dadurch verhelfen sie uns zu der für ihr Verständnis entscheidenden Erkenntnis: ihr innerstes Wesen kann nur durch das Erforschen ihres mitgebrachten seelischen und blutmässigen Erbgutes begriffen und gewertet werden. Das Erlernbare, die von aussen her aufgenommene Kultur ist, besonders bei Ady, von nur sekundärer Bedeutung. Ihre wirkliche, innere Welt ist gleichsam präexistent und durch die historische, zeitlos-mystische Wirklichkeit ihres Volkes präeterminierend bedingt. So hat die entscheidende „Südersehnsucht“ Nietzsches ihren Ursprung nicht etwa in einer zeitlich bedingten Mode, sondern genau so in der deutschen Volksseele, wie auch der Drang nach dem Westen, der eine ständige Tendenz von

Ady ist, nur als die konkrete Verkörperung eines historisch gegebenen Strebens des gesamten Ungartums betrachtet und verstanden werden kann. Wir können jedoch noch weitergehen: die denkerische Veranlagung Nietzsches scheint durch die lange Reihe seiner Theologen-Ahnen vorbestimmt zu sein, um dann in ihrer essentiellen Eigenschaft, in dem Spiel zwischen These und Antithese, Satz und Gegensatz, Träger und Fortsetzer echter, deutschester Denkertradition zu sein. Die Heraklitischen Gegensatzpaare und die auf ihnen fussende Denkmethode hat ja, gemäss der Beschaffenheit des deutschen Geistes, in der deutschen Mystik und in der romantischen Philosophie eines *Novalis* — um von *Hegel* gar nicht zu sprechen — ihre wirkliche Blüte erlebt. Die treibende Dynamik des deutschen Werdens ist nichts anderes, als die fortwährende Spannung zwischen den diametral entgegengesetzten Polen. Und bei Nietzsche kommt es immer auf das Werden an. „Wie man wird, was man ist“ lautet der Untertitel seiner Autobiographie, sein innerstes Geheimnis drückt er in seinem berühmten Satze aus:

Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt.

Doch gelingt es ihm auch die Grenzen des Subjektiven zu durchstossen, seine letzte Erkenntnis spricht er mit der ihm eigenen Zweideutigkeit aus: „Die Deutschen sind von vorgestern und von übermorgen, sie haben noch kein Heute.“ Die „Deutschen“ — das fühlt man aus den Zeilen heraus — sind in diesem Falle nichts anderes, als das synonyme Wort von Ich. Ady, als echter Ungar, kann sich das Werden nichteinmal vorstellen. Er will das Sein erreichen, jenes Sein, dessen Gegensatz das grundlose, chaotische Nichts ist. Daher sein verzweifelter Ausruf:

Sein muss man, sein, sein, sein . . .

Unter diesem „Sein“ darf man jedoch nicht etwas Totes, Erstarrtes verstehen: eine ungeheure Kraft liegt darin, gewissermassen eine riesige Energie der Lage. Wird sie ausgelöst, so stürzt sie sich mit elementarer Wucht auf die äussere Welt, um sie nach ihrem Bilde zu formen. Bei dem ungarischen Genie Ady offenbart sie sich am kennzeichnendsten in dem Streben nach politischer Wirksamkeit. Dies ist wieder eine echt ungarische Schicksalsbestimmtheit. Untersuchen wir nämlich Nietzsches „Willen zur Macht“, so wird es sich zeigen, dass der in Nietzsche verkörperte deutsche Dynamismus des Werdens — in diesem Falle zwar rein theoretisch — in das Ideal des guten Europäertums mündet. Das aber ist schliesslich nichts anderes, als die wiederbelebte Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Ady dagegen wollte ein „Dichter-Széchenyi“ werden, ein Neuerer und Reformator

auf dem „Ungarischen Globus“. Dieses sein angeborenes Bestreben darf aber beileibe nicht als Lokalpatriotismus oder als „Froschperspektive“ aufgefasst werden, genau so wenig, wie auch das zuweilen überstarke nationale Bewusstsein der Ungarn nicht aus der Abkehr von der übrigen Welt und aus einer Tendenz nach Isolierung entspringt. Es handelt sich hier vielmehr um eine schicksalhafte Gegebenheit, um eine gleichsam vorausbestimmte nationale Veranlagung: bei uns musste sich alles innerhalb des Volksganzen zu verwirklichen suchen, das Neue konnte sich nicht gleich zu einer umfassender Idee erweitern, da das Ungarum im Laufe seiner ganzen Geschichte fast stets vor die entscheidende Frage von Sein oder Nichtsein gestellt war. Dieser geschichtliche Schicksalskampf seines Volkes erlebte in der politischen Tendenz Adys seine Fleischwerdung. Die — man könnte sagen — soziologische Seite desselben Problems tritt in einem Satze von *Ecce Homo* ausserordentlich prägnant zu Tage: „Es ist nicht unmöglich, dass meine Urgrossmutter, unter dem Namen ‚Muthgen‘ — im Tagebuch des jungen Goethe vorkommt“ —, der mit einer bekannten Verszeile Adys verglichen werden kann:

Ich wurde als Bauern-Apollo geboren.

Nietzsches Ahnenmythos wächst um Weimar, die Stadt. Durch die Verbindung mit dem deutschesten Kulturzentrum will er seinen eigenen Adel bezeugen. Ady dagegen sucht — neben seinem echten Uradel — seine Verbundenheit mit dem Bauerntum nachzuweisen. Dies aber ist das Sinnbild der ungarischen Kultur: die Verschmelzung urwüchsiger Tradition mit dem fruchtbaren Bauernblute, d. h. mit dem unmittelbarsten Träger lebenserfüllten Volksgutes.

Der ewige Wert von Nietzsche und Ady liegt jedoch auf einem anderen Gebiet: in jenem Streben nach der wirklichen Tat, das sich in dem Bemühen kundgibt, ihre erträumten Ideale in Wirklichkeit umzusetzen. Im Grunde genommen ist es das Ziel eines jeden menschlichen Lebens, doch gehen den meisten Menschen gerade jene Voraussetzungen ab, die den Willen zur Tat nicht nur rechtfertigen, sondern ihn wünschbar und notwendig machen. Denn vergebens strebt jemand nach Wirklichkeit, wenn er nicht durch eine, bald dunkel empfundene, bald bewusste, doch immer zwingende Notwendigkeit dazu getrieben wird. Es handelt sich hier um das Recht zur Tat. Geradezu erschütternd wirkt in dieser Hinsicht eine Briefstelle Nietzsches: „Zuletzt gehört das alles einer Generation zu, die wir beide wahrscheinlich nicht mehr erleben werden: dieselbe, in welcher die grossen Probleme, an denen ich leide, so gewiss ich auch durch sie und um ihretwillen noch lebe, leibhaft werden müssen und in Tat und Wille übergehen müssen.“

Er weiss, dass er das Recht zum Handeln vielleicht als Einziger besitzt, seine Kraft reicht aber nicht dazu aus, seinen Willen in Wirklichkeit umzusetzen. Er erlebt die kommende furchtbare Krise Europas, in seinem Inneren überwindet er sie und hat die Vision einer neuen Welt. In diesem Zusammenhange können wir von der Wertung seiner Vision Abstand nehmen, uns geht es hier um das Prinzip. Und dieses ist, wie man es auch betrachten möge, positiv, da es an Stelle des alten abgelebten Hochliberalismus etwas Neues, Lebenskräftigeres setzt. Wie man es auch nimmt, es ist eine Überwindung, ja darüber hinaus eine Neugestaltung — wenn auch nur theoretisch. Mit einem anderen Worte: es ist echtes Sehertum. Man wird sich wundern, da doch alles dagegen zu sprechen scheint, dass Ady gerade auf diesem Gebiet Nietzsche wahrhaftig verwandt ist. Man erinnere sich aber an folgende Strophe des Gedichtes *Már előre rendeltetem* („Ich wurde voraus bestimmt“): „Mein Leib, dieses heilige, empfindliche Instrument brachte — ähnlich einer verteufelten Post —, Die Schrecken der Gegenwart Bereits früher mit sich.“ „Mein Leib, dieses heilige, empfindliche Instrument . . .“ Man könnte kein zweites Sinnbild finden, das Adys Leben nur mit annähernder Darstellungskraft symbolisieren würde: sein Leib ist doch sein wirkliches, handgreifliches Leben aus Fleisch und Blut, die absolute Realität, — jener Teil des ganzen Ady, in dem sich sein Ich konkret offenbart, um für jeden sichtbar zu werden. Dieser Wirklichkeitsgehalt des Gleichnisses wird durch das Wort „Instrument“ nur noch mehr unterstrichen. Sein Körper ist ein „heiliges, empfindliches Instrument“, d. h. er hat soviel Wirklichkeit, ja sogar Gegenständlichkeit, dass er auch ohne sein Zutun vorhanden ist, d. h. Dasein, unabhängiges Dasein besitzt. Dadurch drückt Ady die äusserste Wirklichkeit aus, das Sein in dem von uns bereits gebrauchten Sinne. Das Leib-Symbol besagt aber noch mehr: es bedeutet zugleich die Gebundenheit, das gleichsam Unfreiwillige des Adyschen Lebens, es ist ein Sich-Fügen, mit dem von Nietzsche so geliebten Worte: *amor fati*. — Die nächsten Zeilen der Strophe erweitern das Symbol zu einem kosmischen Ausdruck des anfangs nur subjektiven Lebensgefühls. Adys Leib hat die „Schrecken der Gegenwart“ bereits „früher“ mit sich gebracht. Anders ausgedrückt: er hatte die furchtbare ungarische Gegenwart von 1919 bereits vor Jahrzehnten erlebt, und seine eigene Tragik weist auf die zukünftige Katastrophe, auf die Tragödie des ungarischen Volkes. Worte von Stefan George fallen uns ein:

Was euch erschüttert ist mir lang vertraut
Lang hab ich roten schweiss der angst geschwitzt
Als man mit feuer spielte . . . meine tränen

Vorweg geweint... heut find ich keine mehr
Das meiste war gescehn und keiner sah...
Das trübste wird erst sein und keiner sieht.

In diesem seinen Lebensgefühl erscheint uns Ady als das Mundstück einer höheren Macht, als ein Leidender an der Gegenwart und als ein Verkünder der Zukunft. Und hierin liegt auch der letzte Sinn des Vergleiches zwischen ihm und jenem Nietzsche, der „die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte in sich selbst zu Ende gelebt hat“.

Es ist in der Tat fast mehr, als symbolisch: mit dem Zusammenbruch Ungarns vollendet sich auch Adys Schicksal, — er stirbt. Nietzsches furchtbares Paradoxon passt auch auf ihn: „Dionysos der Gekreuzigte.“ Beide, sowohl Nietzsche, als auch Ady, gehen unter, ohne den Weg zur Tat finden zu können, beide leben den Untergang, das Negative: den Tod. Doch beide glauben an eine Zukunft, deren Kraft sie aus ihren lebensaufzehrenden Träumen kennen, und deren Künder sie sind. Sie können das Zeitalter mit seiner Schwäche und den Tod in ihrer Seele nur überwinden, indem sie sich selbst aufopfern, indem sie ihr eigenes Leben dem stärkeren, allmächtigen Leben darbringen. Dadurch erfüllt sich das Schicksal des „Bauern-Apollo“, dadurch wird die Zukunft von der Gegenwart erlöst, und Zarathustra stirbt auch nur, damit er zurückkehren kann.